

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

№ 84.

Freitag, den 9. Oktober

1896.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Hättler).

Ein fehlendes Wort.

Original-Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

III.

Die Flammen hatten so heftig gewüthet, daß der Einsturz des Hauses viel schneller erfolgt war, als man vermuthet hatte. Es war fast unmöglich, unter den rauchenden Trümmern die Ueberreste der Unglücklichen zu suchen, die ein so jähes Ende gefunden hatte. Die Dienerschaft umstand zitternd die Unglücksstätte; sie war selbst mit genauer Noth einem schrecklichen Tode entgangen.

Gegen acht Uhr erschienen der Major von Schalldorf und der Advokat Neumann auf dem Schreckensplatze. Der Major, ein alter Herr mit silberweißen Haaren und von Gesicht fast gelähmt, ging gestützt auf den Arm seines Sohnes Ernst. Erst seit kurzer Zeit war der junge, kaum 23jährige Mann von der Universität zurückgekehrt, wo er verschiedene Semester sich den Genüssen des Lebens hingegeben hatte, ohne an seine Studien zu denken.

Ein Dutzend hatte versucht, den leichtsinnigen, verschwenderischen jungen Mann in seinem Coquise als Kaufmann heranzubilden, aber schon nach wenigen Tagen war der hoffnungsvolle Nefse ausgerückt, da ein arbeitsames Leben seinem Charakter durchaus nicht entsprach.

In früheren Zeiten hatte er durch List und Schmeichelei von der reichen Tante oft bedeutende Summen erhalten, die aber sehr bald vergeudet oder verspielt waren, bis die Tante ihn nicht mehr in seinem Leichtsinne unterstützen wollte, es an ernstern Mahnungen nicht fehlen ließ und, als alles nicht fruchtete, ihm ihr Haus verbot und ihre Hand gänzlich von ihm abzog.

„Das ist eine traurige Begebenheit“, wandte sich der Anwalt an den Major, und dieser nickte beistimmend. „Niemand weiß, auf welche Weise das Feuer ausgebrochen ist; meine liebe Lina will sich gar nicht über das traurige Geschick ihrer Schwester trösten lassen und weint, als ob ihr das Herz brechen will. Sie ist immer so sehr gefühlvoll, sogar der Tod ihr ganz fernstehender Bekannter regt sie so sehr auf, daß sie kaum ihren Thränen gebieten kann.“

Der Major warf dem Sprecher einen verächtlichen Blick zu. Er kannte die „gefühlvolle“ Tante Lina zu gut und wußte, daß sie mit ihren Thränen sehr häufig nur nach Effekt haschte. „Es ist eine fatale Gewohn-

heit, die Thüre des Schlafzimmers zu verriegeln, sie hätte sonst vielleicht gerettet werden können“, brummte er, dann sagte er halblaut zu sich selbst: „Das wird wieder eine große Schneiderrechnung werden, wenn der Trauerstaat angeschafft wird.“

„Ist sie — die Leiche meine ich — aufgefunden worden?“ fragte der Jurist.

„Wir müssen warten, bis die Nachsuchungen beendet sind“, versetzte der Major. „Aber was fehlt Dir, Ernst“, wandte er sich an seinen Sohn, „Du siehst ja leichenblaß aus und zitterst wie Espenlaub!“

„Sprich doch nicht mit Gewißheit davon, daß die Tante todt ist, ich kann's nicht ertragen“, flüsterte der junge Mann.

„Bist Du denn auch so gefühlvoll? Geh' nach Hause, wenn Deine Nerven zu schwach für diesen Anblick sind; wir können Dich hier gut entbehren“, brummte der alte Vater.

„Dort kommt Herr Almer, der Anwalt der armen Tante“, rief der junge Mann, auf einen ältlichen Herrn deutend, der sich schnellen Schrittes der Unglücksstätte näherte.

„Meine Herren, ist es wahr, was ich soeben höre“, begann der Ankommende fast athemlos, „ist Frau von Schalldorf ein Opfer der Flammen geworden?“

„Leider ist es so. Meine unglückliche Schwägerin ist die Einzige, die nicht gerettet werden konnte; der Qualm hat sie zweifellos erstickt, denn auf lautes Ausrufen hat sie nicht mehr geantwortet“, berichtete der Major.

„Ich habe länger als zehn Jahre ihre Geldangelegenheiten geordnet“, fuhr der Anwalt fort, „und bedaure aufrichtig ihr schreckliches Ende. Was nun ihr Testament anbelangt, so —“, er hielt plötzlich inne.

Der Major sowohl wie Herr Neumann brannten vor Begierde, mehr über das Testament zu hören, und wechselten verständnißvolle Blicke, aber sie wagten doch nicht, direkt darnach zu fragen.

„Sie wollen bemerken —“ flüsterte der Major leise dem Anwalt zu.

„Ach, ja“, fuhr Herr Almer wie aus einem Traum erwachend fort, „es mögen vielleicht sechs Monate her sein, da machte Frau von Schalldorf in meiner Gegenwart ihr Testament, sie wollte gern bei Zeiten ihre Angelegenheiten ordnen.“

Der alte Major senkte erleichtert auf.

„Ist das Testament in Ihrem Besitze?“ fragte Herr

Neumann, der es nicht vergessen konnte, daß seine Verwandte nicht seinen Rath in Anspruch nehmen wollte.

„Leider nicht!“ entgegnete Herr Almer. „Die Verstorbene wollte das Testament selbst aufbewahren, um vielleicht noch Veränderungen oder Bedingungen hinzuzufügen.“

„Hatte sie denn das Schriftstück in ihrem Hause?“

„Ja!“

„Guter Gott, dann ist es verbrannt!“ stöhnte der Major.

„Das glaube ich nicht“, beruhigte der Anwalt. „Die Verstorbene hat einen feuerfesten Schrank für ihre Werthpapiere, und ich will hier warten, bis der Schutt abgeräumt ist, damit ich ihn, als ihr Anwalt, so lange aufbewahre, bis das Testament gelesen werden kann.“

Der Major und Herr Neumann eilten bei diesen Worten selbst nach der Brandstätte, um die Arbeiter zu bewachen, während Herr Almer von fern gelassen zusahnte. Mehrere Stunden hindurch wurden unermülich Schutt und einige halberbrannte Möbel forgeschafft, aber von den Ueberresten der unglücklichen Frau konnte keine Spur aufgefunden werden. Endlich fand man einen kleinen, feuerfesten, eisernen Schrank, den Herr Almer sich in seinen Wagen tragen ließ, um ihn in seinem Comptoir bis zur Verlesung des Testaments in Verwahrung zu nehmen.

In allen Zeitungen las man am nächsten Tage Artikel über den traurigen Unglücksfall, und Jedermann bedauerte das Geschick der armen Frau, die ihres Reichthums wegen allbekannt war. Gewöhnlich wird mit dem Verlesen des Testaments bis nach der Beerdigung der Erblasser gewartet, aber hier in diesem Falle fand keine Beerdigung statt, und die gefühlvolle Tante Lina hatte sich gleich am nächsten Tage soweit beherrscht, um ganz energisch auf die Verlesung des Testaments zu dringen.

Zu diesem Zwecke versammelte sich eine große Zahl Erbluftiger im Comptoir des Anwalts Almer: der Major von Schalldorf mit seiner Frau und Tochter Mathilde, beide in tiefer Trauerkleidung, und sein Sohn Ernst, der heute gespenstlich bleich ausah; der Anwalt Neumann mit seiner Frau und ältesten Tochter; beide Damen wußten, daß ihnen die elegante Trauerkleidung gut stand, und suchten durch mühsam expreßte Thränen Aufsehen zu erregen. Auch Lieutenant von Römer fehlte nicht; er war auf Anregen des Anwalts Almer gekommen und sah fast ebenso bleich wie sein Freund Ernst von Schalldorf aus; und im Hintergrund stand das ganze Dienstpersonal des Verstorbenen.

Der alte Anwalt Almer ließ mit feierlichem Ernst auf einen Wink den kleinen, feuerfesten Schrank durch einen Diener herbeischaffen. Er war noch uneröffnet, und da kein Schlüssel vorhanden war, ließ man ihn durch einen Schlosser öffnen. — Ein leises Gemurmel, wie das Flüstern eines Windes in hohen Baumwipfeln, lief durch den Saal, als jetzt das Schloß aufsprang und der Anwalt vor den Augen aller Anwesenden das wichtige Dokument zum Vorschein brachte. Es war noch unversehrt, zwar vom Rauch und Qualm vergilbt, aber noch deutlich zu lesen.

Mit lauter, vernehmbarer Stimme las der Anwalt der aufmerksam lauschenden Menge die letzten Bestimmungen seiner Klientin vor. Den treuen, lang erprobten Dienern ihres Hauses vermachte sie einem jeden ein ansehnliches Legat, ihrer Schwester Karoline Neumann nur ein ge-

ringes Kapital von dreitausend Mark; sie begründete diese unbedeutend kleine Summe mit dem Bemerken, die Schwester habe bereits seit vielen Jahren hinreichende Geldgeschenke erhalten, die ein ansehnliches Kapital repräsentirten. Diefelben Bestimmungen waren für den Verwandten ihres Mannes, den Major von Schalldorf, getroffen; auch er erhielt nur ein kleines Kapital von dreitausend Mark. Ernst von Schalldorf war mit eintausend Mark bedacht; die Verstorbene fügte diesem Legat die besten Wünsche für das Fortkommen ihres Neffen und die feste Hoffnung bei, er möge jetzt sein leichtsinniges Leben aufgeben und sich ernstlich bemühen, seinem Namen Ehre zu machen. Dann hieß es weiter:

„Mein ganzes Vermögen von mehr als einer Million, das in Staatspapieren gut angelegt und in Aufbewahrung meines treuen Rechtsanwalts, Herrn Almer, sich befindet, vermache ich meinem Pathekinde und Lieblingsnichte Mathilde — sobald sie ihr vierundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hat. Ich mache aber die Bedingung, daß mein junger Freund, Lieutenant Benno von Römer, ihr die Hand zum Bunde für's Leben reicht. Sollten Beide meinen Wunsch nicht erfüllen, so sollten sie eine halbe Million unter sich theilen, während sich die andere Hälfte zum Bau eines Waisenhauses der Stadt vermache.“

Wie ein brausender Sturm brach der Unwille der Verwandten nach Beendigung der Verlesung los. Ein Jeder, mit Ausnahme der Dienerschaft, warf feindselige Blicke auf den Anwalt, der mit triumphirendem Lächeln im Kreise umherschaute.

„Mathilde? — Welche Mathilde ist gemeint?“ riefen Frau Neumann und die Majorin von Schalldorf gleichzeitig.

„Meine Tochter war das Pathekind der Verstorbenen“, warf der Major ein.

„Die meinige ebenfalls“, sagte Tante Lina. „Es sind hier zwei Pathekinder, Beide tragen den gleichen Namen; Sie haben nur den Vornamen, nicht den Zunamen genannt, Herr Almer. Welche von den Beiden ist die Erbin?“

„Diese Frage zu beantworten, steht leider nicht in meiner Macht“, erwiderte der Anwalt. „Ich bedauere, daß das Testament meiner Klientin unvollständig und daher die Bestimmungen nicht zu erfüllen sind. Es fehlt in der That ein ganz wichtiges Wort, und es ist außerordentlich schwer zu bestimmen oder nur zu errathen, welche von den beiden Nichten als Erbin bestimmt ist. Die leere Stelle hinter dem Vornamen Mathilde ist nicht ausgefüllt worden.“

Tante Lina's Augen füllten sich mit Thränen — Thränen des Jornes und der Entwüstung, welchem Weispiel auch ihre Tochter Mathilde folgte.

„War die Auslassung des fehlenden Wortes ein Zufall oder eine Absicht?“ fragte der Major finster.

„Die Verstorbene gab einer ihrer Nichten den Vorzug“, versetzte der Anwalt und blickte dabei Mathilde Neumann an, „und wollte diese zweifellos als Erbin einsetzen, gleichzeitig das Glück ihres Günstlings, Lieutenant von Römer, befördern. Andererseits wollte sie der anderen Nichte gegenüber nicht ungerecht sein, sie hatte zwar ihre Zuneigung nicht gewonnen, wollte dieselbe aber noch prüfen und erst später eine endgiltige Bestimmung treffen.“

„Kurz gesagt“, rief der Major zornig, „meine Schwägerin wußte gar nicht, was sie wollte, wenigte

Frauen können einen festen Entschluß fassen. Aber sie hatte doch einen starken Willen! Das Testament, wie es jetzt ist, ist null und nichtig!"

"Die Verstorbene hat trotz ihres Reichthums ein trauriges Leben geführt", fuhr der Anwalt fort. "Die beständige Furcht, daß die Verwandten nicht ihrer Person, sondern nur des Vermögens wegen sich fast täglich in ihrer Villa aufhielten, erregte ihr Mißtrauen. Als sie vor sechs Monaten das Testament machte, sagte sie mir: „Eine meiner Nichten soll meine Erbin sein, ich weiß aber noch nicht, welche von den Beiden. Lassen Sie nach dem Worte Mathilde eine leere Stelle, die ich später ausfüllen werde."

"Sie muß ihrer Stimme nicht mächtig gewesen sein", brummte der Major.

"Im Gegentheil, ich kann behaupten, daß sie ebenso gut zurechnungsfähig war, wie Sie und ich, sie war nur mißtrauisch. Ich bemerkte, daß jede Veränderung im Testament unzulässig sei und später beglaubigt werden müsse. Sie wußte es sehr gut und versprach mir, mich holen zu lassen, um in meinem Beisein das fehlende Wort zu ergänzen. Sie hat mich nicht mehr rufen lassen, und der Tod ist ihr zugekommen, ehe das Wort ersezt wurde."

Lieutenant von Römer erhob sich: "Unter diesen Umständen gestatten Sie mir, mich zurückzuziehen", sagte er, zu den Anwesenden gewendet. "Aber ehe ich gehe, möchte ich noch bemerken, daß ich keine Ahnung von der Erwähnung meines Namens im Testament der Verstorbenen hatte. Wie peinlich es für mich ist, denselben in Verbindung mit einem andern Namen zu finden, kann sich Jeder leicht vorstellen. Ich kann mich jetzt nur entfernen und überlasse es der Versammlung, allein die sonderbaren Bestimmungen zu erörtern."

Kaum hatte sich die Thür hinter dem jungen Offizier geschlossen, als die Anwesenden freier aufathmeten und der Sturm von allen Seiten losbrach.

"Die Bestimmungen sind lächerlich — meine Schwägerin muß geistig gekümmert gewesen sein", rief der Major erregt, "was soll jetzt geschehen, wie haben wir uns zu verhalten?"

"Das kann ich jetzt noch nicht sagen; ich muß mit einem Kollegen berathen", versicherte der alte Anwalt Almer. "Wir wissen ja nicht, welche Nichte den Vorzug erhalten sollte."

"Das unterliegt nach meiner Ansicht gar keinem Zweifel", fiel die habgierige Tante Nina ein. "Ein Jeder weiß, daß meine Tochter Mathilde der Bestling war. Sie wurde mit Geschenken überhäuft und erhielt oft Einladungen nach der Villa."

"Das beweist noch gar nichts", versetzte die Majorin gereizt. "Meine Tochter erhielt ebenfalls häufig Geschenke."

"Mama, ich bitte Dich, rege Dich nicht unnütz auf und mache keine Einwendungen", flüsterte die junge Dame.

"Schweig", Mathilde", lautete die unfreundliche Antwort der Majorin. Ueberlass es Deinem Vater und mir, Deine Interessen zu wahren. Niemand kann behaupten, daß die Verstorbene auch nur mit einer Silbe Mathilde Neumann als ihre Erbin bestimmt hat!"

"Märe ich der Rechtsbeistand der Verstorbenen gewesen", wandte der Advokat Neumann ein, "so würde dieses Itasco nicht gemacht worden sein. Ich würde meiner Klientin die Thorheit eines solchen Testaments vorge stellt haben."

"Das ist geschehen, wenn auch nicht durch Sie, mein verehrter Herr Kollege. Aber reiche Damen lassen sich nicht leicht beeinflussen, wie Sie wohl wissen."

"Eines der beiden Mädchen ist Erbin — aber welches?" wiederholte der Major. "Natürlich knüpft sich die Bedingung noch daran, daß sie den Lieutenant heirathe, aber das ist jetzt nur Nebensache. Die Hauptsache ist die Gewißheit, wer die Erbin sein wird."

"Wenn ich Ihnen gut rathen soll, so fangen Sie keinen Prozeß an, der zu großen Zeitläufigkeiten führen würde", rief Anwalt Almer.

"Wenn das nutzlos und die Wittve ohne rechtsgiltiges Testament gestorben ist, so fällt die Erbschaft ihren nächsten Verwandten, also meiner Frau Karoline zu", rief Herr Neumann siegesbewußt. "Die Frage ist doch recht einfach zu lösen. Die beiden Schwestern —"

"Ich übergebe die Sache meinem Rechtsanwalt", braute der Major auf. "Wissen Sie auch, mein verehrter Herr, daß ursprünglich das ganze Vermögen von meinem Bruder herstammte?"

"Ganz recht", gab Herr Neumann zu, "aber ihr Bruder vermächte sein Vermögen seiner Wittve, der Schwester meiner Frau, folglich —"

"Kein Wort weiter! Ich sage Ihnen, der Prozeß soll entscheiden", rief gereizt der Major. Dann wandte er, geküßt auf den Arm seiner Gattin und gefolgt von seinen Kindern, dem Ausgange zu.

Der alte Herr von Römer war bei der Nachricht des Todes der reichen Wittve gleich nach der Residenz gekommen und war ebenso enttäuscht wie sein Sohn über die unbegreifliche Klausel im Testament.

"Das ist eine fatale Sache, Benno, und ich bin um Deine wegen bitter enttäuscht. Was kann nur eine vernünftige Frau veranlaßt haben, ein solches lächerliches Testament zu machen?"

"Die Frauen sind oft unberechenbar", entgegnete Benno düster. "Auf Deinen Rath, Vater, machte ich die Bekanntschaft der reichen Frau und that mein Bestes, ihre Gunst zu erwerben. Ich hoffte, es wäre mir gelungen, und sie hätte mich in ihrem Testament mit einem ansehnlichen Summen bedacht, anstatt die Bedingung einer Heirath daran zu knüpfen, noch dazu da der Name meiner Zukünftigen nicht vollständig und klar bezeichnet ist."

"Das wäre nicht so schlimm, wenn das wichtige Wort nicht fehlte; so aber ist das Dokument werthlos."

"Ganz entschieden."

"Es ist ein großes Unglück für uns, daß der Zuname ausgelassen wurde", fuhr der alte Herr feufzend fort, "denn selbst wenn sie Deine Hand verweigert hätte, würdest Du in den Besitz eines ansehnlichen Kapitals gelangen. Wir stehen am Rande des Bankrotts. Unser Gut ist so hoch verschuldet, daß wir uns unmöglich lange halten können; wir sind ruiniert."

"Kannst Du kein Geld mehr leihen?" fragte der Sohn.

"Nein. Ein Jeder, der einen Blick in unsere Papiere wirft, verweigert mir seine Hilfe. Die letzte Hilfe ist für Dich eine reiche Heirath. Schon seit Jahren ist unser Vermögen zusammengeschmolzen; unglückliche und verfehlte Spekulationen beschleunigten das Verderben. Meine letzte Hoffnung beruhte in dem Vermögen der reichen Wittve — Du mußt doch versuchen, Benno, die Hand der Erbin zu gewinnen; wenn wir nur wüßten, wer die richtige wäre."

"Das ist leichter gesagt, wie gethan", murmelte ver-

drückte der junge Lieutenant. „Mit der kleinen, leicht-herzigen Mathilde Neumann würde ich im Leben schon fertig werden, auch glaube ich, daß ich ihr nicht gleichgiltig bin. Wäre sie die Erbin, so würde ich ihr gleich Herz und Hand anbieten.“

„Wie gefällt Dir denn die andere Nichte?“

„Mathilde von Schalldorf? Na, ein kaltes, unzugängliches und verschlossenes Mädchen, ich würde mit ihr nie glücklich leben können.“

„Wie dem auch sein mag, eines der beiden Mädchen ist die Erbin, und die ist für Dich bestimmt, Benno. Ich bedauere Dich unendlich, denn Du befindest Dich in einer argen Zwischmühle, die Ungewißheit der Erbschaft verbietet Dir jetzt die Wahl einer Braut — Du könntest die falsche wählen.“

Der junge Mann runzelte unwillig die Stirn. „Die ganze Geschichte ist schon in unserem Klub bekannt“, grollte er finster, „und das ist mir sehr ärgerlich. Der leichtsinnige Ernst von Schalldorf hatte nichts Besseres zu thun, als nach Verlesung des Testaments die Sache schön ausgeschmückt überall zu erzählen. Jeder spottet jetzt über meine unerträgliche Lage. Wenn das so weiter fortgeht, werde ich Urlaub nehmen und auf einige Zeit die Stadt verlassen.“

„Nein, ihne das nicht, mein Sohn; bleibe ruhig hier und biete der Verspottung die Stirn. Warte vorläufig das Resultat des Prozesses ab. — Es wird ein großartiger Prozeß werden“, fuhr der alte Herr fort, als sein Sohn schweigend und mit finster gerunzelter Stirn sich zurückziehen wollte, „und die Advokaten werden den größten Profit davon haben. Nur zwei Klassen von Leuten sollten sich diesen Luxus erlauben — die Reichen, die mit dem Golde spielen können, und die Armen, die nichts zu verlieren haben. Was willst Du heute Nachmittag machen, Benno?“

„Zuerst will ich Neumann's besuchen. Ich habe für Mathilde Blumen und Bücher bestellt, ich bin fest überzeugt, daß sie, nicht ihre Cousine, als Erbin bestimmt war.“

„Uebereile Dich nicht und halte Dich vorsichtig auf der Mittelstraße“, ermahnte der alte Herr. „Bevorzuge nicht eine Familie, Du kannst es mit der anderen sonst leicht verderben. Au revoir!“

(Fortsetzung folgt.)

Warum Jörg Raintz nicht heirathete.

Von Dr. Josef Herbed.

(Schluß.)

Jörg Raintz konnte sich nicht verhehlen, daß die Augen der Dame mit Wohlgefallen auf ihm ruhten. Ihr behagte seine Begleitung. Die Liebe, die er zu diesen Augen trug, machte ihn vergessen, daß er in völlig fremder Gesellschaft zu nachtschlafender Zeit den gefährlichen Gehängen der Szewand zuschritt. Freilich war er allzeit ein tollkühner Geselle gewesen, und das verleugnete er auch jetzt nicht.

Plötzlich hielt die Sänfte, und der Baron forderte seine Schwester zum Aussteigen auf.

„Wie hier hält der Zug?“ rief Jörg Raintz.

„Hier“, sagte der Leibjäger.

„Die Wand fällt hier tausend Fuß tief in den See ab“, sagte Jörg Raintz.

„Sie sind ein Feigling“, schmauchte ihn der Leibjäger an.

„Für mich fürchte ich nichts“, sagte Jörg Raintz.

Die Dame war indeß aus der Sänfte gestiegen und schaute zu dem vom Mondschein schwach erhellen See hinab. Ihr Bruder stand neben ihr.

„Mir schwindelt“, sprach sie plötzlich und reichte Jörg die Hand.

Er zog sie vom Rand des Abgrundes fast heftig zurück.

„Sie gehören nicht zu uns“, sagte der Leibjäger.

Jörg Raintz sah ihn unmutig an, ungewiß, ob er ihm eine Ohrfeige verabreichen oder schnellstens mit der Dame in den dunklen Wald flüchten sollte. Er that indeß keines von beidem, sondern wartete ab, was sich weiter ereignen würde. Der Baron und die Dame blieben auf dem Felsenkegel, der in den Abgrund hinaus vorgeschoben war. Der Leibjäger und Jörg Raintz hielten sich hinter ihnen.

„Warum müssen wir allein auf solch gefährlicher Höhe halten“, sagte Jörg Raintz zu den Sänfeträgern, die mit der Sänfte in Sicherheit ein paar Minuten von dem Felsvorsprung entfernt auf dem Moos des Waldes lagerten; „wohin sind die Uebrigen gegangen? Ha, jetzt beginnt das Ratschen der Treiber und das Hallohrufen!“

Er hatte laut gesprochen, und ein Blick der Dame rief ihn an ihre Seite zurück. Ihre Augen schienen ihn um Hilfe bei allenfallsiger Gefahr anzusehen.

„Diese hohe Dame ist meine Schwester“, redete ihn der Baron an. „Wissen Sie, daß sie die Fürstin des Ost-Baibietes, daß ihr der ganze Grenzstrich zwischen Böhmen und Bayern zu eigen ist?“

„Ich wußte es nicht“, erwiderte Jörg Raintz, „aber ich las Hoheit in den Zügen Ihrer Schwester.“

Ein stolzer Augenstrahl Raintzens suchte zu dem Baron auf, der besagte, daß, wenn auch des Försters Eltern keine Adelige gewesen, er einen Adelsbrief in seinem Herzen trage, das von niedriger oder feiler Gesinnung nichts wußte.

Der Augenstrahl sekte den Baron und den Leibjäger in Verwirrung. Mild aber senkten sich die Blicke Jörgens auf die Augensterne der Dame, Vertrauen und Liebe erweckend.

„Halloh, wir werden sehen, was der Fremde von der Jagd versteht“, sagte der Leibjäger, indem er Hirschfänger und Gewehr vor sich auf einen Felsblock niederlegte. Der Baron setzte sich in die Haltung, um ein unter dem Felsen vorbeistreichendes Wild auf seinem gaden Pfade erlegen zu können. Bindlichter und Fackeln irrten da und dort umher, und der Mond gab seinen Schein dazu, so daß ein Zielen nicht unmöglich war. Plötzlich stieß die Dame einen durchdringenden Schrei aus.

Jörg Raintz besaß ungewöhnlich viel Muth und Geistesgegenwart. Er hatte bisher der gespensterhaften Scene als schier unerschrockener Theilnehmer beigewohnt; was aber nun kam, machte doch seine Nerven bebend.

Ein Sechzehnder stürzte mit seinen gewaltigen Schaufeln gerade gegen den Felsvorsprung, so daß der Förster nur eben Zeit fand, die Dame bei Seite zu reifen. Der Baron sprang hinter einen Baum, und der Pfauenfarbige stürzte in die Kniee. Der Hirsch aber lehrte sich kampfeslustig auf der Spitze des Felsvorsprungs gegen seine Gegner. Seine Schaufeln wühlten das Erdreich auf, und seine großen Augen funkelten vor Wuth. Aus der Tiefe drang empor das Geplärre der Treiber

mit ihren Raufschän, und lobende Flammen tanzten im Walde hin und her. Unfähig, hier mit dem Gewehr etwas zu leisten, zog der Förster sein großes Jagdmesser aus der Scheide. Der Hirsch sah es in seiner Wuth besonders auf die Dame im grünen Sammetleide abgesehen zu haben und machte sich sturzbereit. Rasend geworden durch den vom Echo vervielfältigten Lärm, stieß er mit den Schaufeln umher und scharrte mit den Läufen das Moos vom Erdreich. Nun sprang er vor; aber in demselben Moment glitt die gewandte Gestalt des Försters unter ihm hin und stieß ihm das Messer in die Brust. Der Hirsch heulte laut auf, daß die Felswände davon wiederhallten. Er machte einen Satz in die Höhe und fiel über das Gewände in den Abgrund.

Man hörte die gewichtige Masse im Gebüsch unten aufschlagen. Der pflaumenfarbige Leibjäger lag in zappelnder Zümmlichkeit auf dem Boden. Ein verächtlicher Blick Rainzens streifte die bebende Gestalt.

„Sie haben mir das Leben gerettet“, rief die Dame unter Thränen und schlang ihre Arme um seinen Nacken.

„Vielleicht“, sagte Jörg Rainz.

Er war etwas mißvergünstigt darüber, daß der Bruder der Dame gar kein Wort der Anerkennung für ihn hatte, sondern ihm nur gemessen die Hand drückte.

„Wir dürfen keinen Augenblick hier verbleiben“, sagte die junge Dame. „Es möchte nochmals Unehliches sich ereignen und schlimmer ablaufen.“

„Sehen Sie, auch Ihr Leibjäger richtet sich wieder auf“, sagte Jörg Rainz, spöttisch nach dem sich vom Erdreich reitenden Pflaumenfarbigen hinblickend.

„Er hätte mich den Schaufeln des Hirsches preisgegeben“, eiferte die Dame mit zornigertheiltem Antlitz. „Pfui über solche Diener!“

„Glück seiner Feigheit!“ rief Jörg Rainz aus, dem Leibjäger den verächtlichsten Blick zuwendend.

„Wohlan, lassen Sie uns eilen, ins Schloß zu gelangen“, fuhr die junge Dame fort. „Die Zeit drängt. Rasch über die Seewand hinab! Gilt Euch mit der Sänfte!“

Nochmals sank sie, überwältigt von ihren Gefühlen, Jörg Rainz in die Arme; dann bestieg sie die Sänfte. Jörg Rainz hielt sich enge an ihrer Seite.

Bisher jeder wärmeren Zuneigung zu irgend einem weiblichen Wesen bar, fühlte jetzt Jörg Rainz die Gluth der Liebe in seinem Herzen aufsteigen. Es konnte auch nur eine so ungewöhnliche Erscheinung, wie diese Dame, es vermögen, sein Herz in Flammen zu setzen. Seine Pulse klopften, wenn er in diese schönen schwarzen Augen hineinsah, und es wäre zweifelhaft gewesen, ob er jetzt noch mit seinem Messer einen so sicheren Stoß gegen die Brust des Hirsches zu führen im Stande gewesen wäre. Eine wunderbare Nahrung überkam ihn. Diese Augen hatten es ihm angethan.

„Werden Sie mich verlassen?“ kispelte die junge Dame.

„Nie“, erwiderte Jörg Rainz und meinte es auch so.

„Mein theurer Retter!“ rief sie aus, „mein geliebter, hilfreicher, ritterlicher Befreier aus bedrohlicher Gefahr!“

„O still, still!“ sagte er.

„Warum soll ich von Ihrem Edelmuthe schweigen?“ fragte sie.

„Weil“, antwortete er, „ich für Sie durch Noth und Tod ginge.“

Die junge Dame lächelte aufs anmuthigste Jörg Rainz an. Er konnte sich nicht enthalten, einen ehrerbietigen Kuß auf die Hand der Dame zu drücken. Und die Dame war dem Förster darob nicht böse.

„Horch!“ rief die junge Dame zusammenschreckend aus. „Hören Sie das Plätschern der Wellen des See's?“

„Ja, ja“, sagte Jörg Rainz, aber es war von keinem Plätschern die Rede, denn die Kluthen des Arbersees tosten und brandeten.

„Angehalten!“ rief die junge Dame und schlug in die kleinen Hände.

„Die Fische herbet und zum Schlosse hinab!“

Jörg Rainz sah zwei Fische in den See schieben und den ganzen Troß mitfaunt dem erlegten Wilde dieselben besteigen. Jörg Rainz drückte nochmals einen Kuß auf die linke Hand der Dame und schickte sich an, das Floß zu besteigen, auf das ihre Sänfte getragen worden war.

„Wollen Sie auch nie eine Andere lieben, als mich — nie eine Andere heirathen?“ sagte die junge Dame. Jörg Rainz versprach es mit den feierlichsten Bekehrungen. Die Dame bewilligte seine Mitfahrt, und das Floß glitt in den erregten See.

Raum waren die Fische in der Mitte des Sees, als ein jäher Sturmwind das Gewässer in seinen Tiefen aufwühlte. Von einem Wirbelwind erfasst, tanzten die Fische wie Kinderspielzeug auf den schwarzen Kluthen, bis sie an einander zerstückelten. Die feuchte Tiefe öffnete ihren Rachen, Heberufe hallten durch das Nebel; Jörg Rainz war gegen das Ufer geschleudert worden, er schwamm, dann tappte er durch das N.ffe gegen den Rand der unglückseligen Kluth, er schrie nach seiner Dame, stampfte auf dem feuchten Moos des Gestades vor Aufregung mit den Füßen und sah, — daß der Tag anbrach, und sah auf dem hölzernen Stuhl der Diensthütte vor der heruntergebrannten Kerze; draußen rauschte der Regen, und einzelne Tropfen fielen durch die durchlässige Decke auf ihn, er schauderte vor Kälte und Feuchtigkeit und stampfte mit den Füßen, um sich zu erwärmen. Er drehte den Kopf hin und her, aber kein böhmischer Baron, keine Bedienten, keine Treiber, kein pflaumenfarbiger Leibjäger und auch keine junge Dame waren mehr zu sehen. Er sah sofort ein, daß etwas Geheimnißvolles hinter der Sache stecke, und hat später immer die Geschichte so erzählt, wie ich sie vermeldet habe. Er hielt den Schwur tren, den er der Dame geleistet hatte, schlug die verlockendsten Pariteen aus und blieb Junggeselle. Er rühmte sich, der einzige Zeuge einer Geisterjagd auf der Seewand gewesen zu sein.

„Es war gut, daß du bei der Beschaffenheit deines Magens und deiner Gurgel Junggeselle geblieben bist, denn bei deinem Einkommen hättest du doch unter solchen Umständen eine Familie nicht versorgen können“, sagte später einmal der Mooshofwirth, nachdem er die Geschichte von dem Schwur am Arbersee zum xtenmal mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte.

„Es war gut“, entgegnete der Förster.

„Und so ist dir die Arberseepriuzessin zum wahren Heil gewesen“, sagte der Wirth. „Kellnerin! dem Herrn Förster einschenken!“

Goldbäuer.

Das ist die Blume des Lebens, doch nur dem G. Wesen wird sie Trinken und weise zugleich, froh und erbaulich zu sein.

Geibel.

Die Bootfahrt des Lebens.

Jerome K. Jerome, der wohlbekannte englische Humorist, hat eine neue Geschichte geschrieben, die in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Drei Mann in einem Boot (vom Hund ganz zu schweigen)“ soeben im Magazin für Literatur zu erscheinen beginnt. Im Anfang der Erzählung, in der diesmal der Dichter seine Vorliebe für illustrirende Abschwüfungen etwas ansarten läßt, ist von den Vorbereitungen die Rede, die drei junge Leute für eine längere Bootfahrt auf der Themse treffen. In dieser Darlegung stoßen wir auf folgenden hübschen Exkurs:

„Die erste Liste, die wir zusammenstellten, mußte vernichtet werden; es war klar, der Oberlauf der Themse wäre nicht breit genug gewesen, um das Boot zu tragen, das die in jener Liste verzeichneten Sachen alle enthielte. So zerriß wir denn die Liste und schauten einander an.

Georg meinte: „Wir sind allesammt auf dem Holzwege! Wir müssen nicht an alles das denken, was wir brauchen könnten, sondern an das, was wir absolut nicht entbehren können.“

Georg hat manchmal einen ganz verständigen Einsinn, so erstaunlich das auch klingt. Ich heiße das Weisheit in höchster Potenz, nicht nur in Bezug auf die gegenwärtige Frage und Reise, sondern in Bezug auf die Lebensreise überhaupt. Wie viele Leute laden für diese Reise ihr Boot mit einem Haufen unnöthiger Sachen voll, sodas es beständig in Gefahr schwebt, umzukippen! All diese Sachen halten sie für unerlässlich zu ihrem Vergnügen und ihrer Behaglichkeit, während sie in der That ganz unnützer Ballast sind!

Wie häufen sie doch das arme, kleine Ding an mit schönen Kleidern, mit großen Häusern, mit einer Bande fauler Bedienten, mit einer Schaar schwarzoender Freunde, die sich keinen Pfifferling um sie kümmern, und um die sie sich selbst keinen halben Pfifferling kümmern, wie beladen sie es mit kostspieligen Festen, an denen Niemand ein wirkliches Vergnügen findet, mit Förmlichkeiten und Modethorheiten, mit Annäherung und Herausforderung, und — o schwerster und dümmster Ballast! — mit der Gier, was wird mein Nachbar dazu sagen? Mit Luxus, der doch nur Tünche, mit Vergnügungen, deren wir doch bald überdrüssig werden! Mit leeren Schaustellungen, die unser Haupt schmerzen und bluten machen, wie die eiserne Krone, die man ehemals dem Verbrecher aufsetzte! Ballast ist's, ihr Leute, lauter Ballast! Werft ihn über Bord! Er macht nur, das euer Boot so schwer vorwärtszubringen ist, das ihr beinahe darüber erliegt! Er macht, das euer Boot so mühsam und gefährlich zu steuern ist, das ihr niemals auch nur für einen Augenblick der Angst und Sorge ledig seid; das ihr euch niemals, auch nur für einen Moment, dem dolce far niente hingeben dürft, das euch keine Zeit bleibt, die flüchtigen Schatten zu beobachten, wie sie über die Untiefen weghuschen, oder die glänzenden Sonnenstrahlen zu verfolgen, wie sie auf den kräuselnden Wellen umherhüpfen, oder das Auge zu weiden an den hohen Uferbäumen, die ihr eigen Bild in der Tiefe betrachten, an den Wäldern mit ihren goldgrünen Wipfeln, an den weißen und gelben Lilien, an den düsterwogenden Nied- und Schilfräusern, an den blaffen Orchideen oder den blauen Bergisämeinnicht-Augen!

Werft ihn über Bord, ihr Menschen, den Ballast! Laßt euer Lebensschifflein leicht dahinschweben, nur mit dem Nöthigsten beschwert! Ein heimliches Nest mit seinen

stillen Freunden, ein oder zwei Freunde, die dieses Namens werth; Jemand, den ihr liebt, und Jemand, der euch liebt; eine Katze, ein Hund, eine Peise oder zwei; Kleidung und Nahrung, soviel man braucht; und etwas Ueberfluß an trinkbarem Stoff, — denn der Durst ist gefährlich!

Dann werdet ihr das Boot leichter forbringen, und es wird weniger der Gefahr des Umkippens ausgesetzt sein, und es wird auch nicht viel schaden, wenn es ein- oder das andermal umschlägt; gute, richtige Waare muß auch einmal naß werden dürfen! Ihr habt dann Zeit zum Nachdenken sowohl als zur Arbeit, Zeit, des Lebens Sonnenschein einzusaugen, und Zeit, den Aeolsharfeentönen zu lauschen, welche Gottes Winde auf den Saiten des Menschenherzens erklingen lassen.“ (Frankf. Btg.)

Die Bedeutung der Farben in der Pflanzenwelt.

(Nach einem Vortrage von Dr. Meyer in Köln.)

Nicht um des Menschen willen tragen die Pflanzen schöne und auffallende Farben an sich, sondern ihrer selbst halber. Für manche Blume und Pflanze ist die sogenannte Wechselbefruchtung nothwendig, d. h. der befruchtende Blütenstaub einer männlichen Blume muß hinübergeführt werden zu einer weiblichen Blüthe einer anderen Pflanze derselben Art. Diese Uebertragung kann auf verschiedene Weise geschehen. Bei den meisten Blumen wird sie bewirkt durch Insekten, die des süßen Saftes wegen die Blumen besuchen, in dieselben hineinkriechen, auf ihrem Leibe den befruchtenden Blütenstaub mitnehmen und denselben auf andere Pflanzen abstreifen. Die leuchtenden Farben treffen das Auge der die Luft durchschwirrenden Bienen, Hummel, Schmetterlinge u. a., sie machen die Blume um so mehr bemerkbar, je mehr sich die Farbe vom Untergrund abhebt. Der goldgelbe Hahnenfuß auf dunkelgrüner Wiese, die blaue Kornblume am Rande des reifenden, der gelben Farbe sich zuneigenden Meizenfeldes können nicht übersehen werden, sie locken vielmehr willkommene Gäste von allen Seiten herbei. Bei nicht wenigen Blumen soll die Befruchtung durch Nachtschmetterlinge und Insekten der Finsterniß bewirkt werden, daher tragen sie die weiße oder hellgelbe oder einen sonstwie auch in der Nacht sich bemerkbar machenden Farbenton an sich. Hierhin gehören Geißblatt, Nachtkerze, Königin der Nacht u. a. Zwar laden viele derselben auch durch süßen Duft zu freundschaftlichem Besuch ein, wie das Geißblatt, aber das eine Lockmittel wird noch verstärkt durch das zweite, die leuchtende Farbe. Während das echte Veilchen so stark duftet, das es durch den lieblichen Geruch sich genügend bemerkbar macht und einer lockenden, auffallenden Farbe entbehren kann — auch wenn es im verborgenen blüht, wird es von den küsternen Gästen aufgefunden —, strahlt das ihm nahe verwandte, aber duftlose Sittensmutterchen in leuchtender, lockender Farbenpracht. Die Blumen, bei denen die Befruchtung nicht durch Insekten bewirkt zu werden braucht, bei denen der Wind den befruchtenden Staub von der einen zur andern trägt, erzwangeln der Farben gänzlich. Grau und unscheinbar sind die Blüthenläggen der Haselnußstaude, der Erle, der Birke.

Während nun bei gewissen Pflanzen die Blüthe in schöner Farbe prangt, läßt eine andere ihre Frucht für das Auge besonders auffallend erscheinen. Die leuchtend

rothe Farbe der Kirſche, der Vogelbeere ruft die Vögel des Himmels herbei, daß ſie ſich nähren ſollen von dieſen Gaben der allſorgenden Mutter Natur. So kommen die Samen dieſer Pflanzen, die Kerne der Früchte in die Verdauungsorgane der leicht beſchwingten Gäſte; dort wird ihre Keimkraft nicht nur verringert oder zerſtört, wie es ſcheinen könnte, ſondern fogar, wie beſtimmte Verſuche bewieſen haben, noch vergrößert, und wo ſie abgeſetzt werden und die Bedingungen ihres Daſeins finden, sproſſen Pflanzen und Blumen auf, ſelbſt auf unzugänglichen Felſen und Manern. Die anlodende rothe Farbe auf dunkeln Untergrunde der Blätter zeigen die Kirſchen, die Preißelbeere, die Stechpalme u. a.; in der Weiße blaue Beeren machen ſich bemerkbar auf gelb werdendem Laub der Waldbeere, des Holunders, des wilden Weines; in leuchtendem Weiß, einer ſehr ſeltenen Fruchtſarbe, ſchimmert auf grauem Strauchgeäſte die Schneebere am St. Petrusſtrauch. Von ganz beſonderem Intereſſe iſt ein Farbenton in der Blumen- und Pflanzenwelt, der zwiſchen Gelb und Roth ſteht und in der Pflanzenkunde den Namen Antholyan (Blumenblau) erhalten hat. Am auffallendſten macht er ſich bemerkbar an den abſterbenden Blättern des Ahorns, des wilden Weines, des Götterbaumes, der Eiche. Wem iſt nicht das wunderbare Farbenbild des im Herbſte ſeines Lebens ſtehenden Laubwaldes bekannt, und wer hat ſich noch nicht die verwunderte Frage nach Grund und Zweck dieſes ſeltamen Farbenschaufiels vorgelegt? Allbekannt iſt, daß der junge Spargeltrieb, wenn er ſich aus der Erde hervorhebt, am Kopfe ſich bläulich färbt, daß junges Eichenlaub, das im Juni ſich bildet und Johannistrieb genannt wird, bräunlich erſcheint. Gewiſſe Flechtenarten färben ſich zu heißer Sommerszeit roth hoch oben in den Alpen. Alles das iſt Antholyan. Wozu dieſe ganz eigenthümliche Farbenbildung?

Zum Gebelien faſt aller Blumen und Pflanzen iſt unbedingt nothwendig das ſogenannte Chlorophyll, Blattgrün oder Pflanzengrün, ein Stoff, der, bei paſſender Beleuchtung, aus den unorganischen Nährſtoffen, nämlich aus Kohlenſäure und Waſſer, organiſche, aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff zuſammengeſetzte chemiſche Verbindungen unter Ausſcheidung von Sauerſtoff erzeugt. Die Pflanze iſt nur, weil ſie, und nur, wenn ſie Chlorophyll beſitzt, zu dieſer für ſie charakteriſtiſchen Ernährungsweiſe geſchickt. Dieſes ſo unbedingt nothwendige Blattgrün leidet nun unter allzugroßer Beleuchtung, und deshalb deckt, wie ſchon oben geſagt, das dunklere Antholyan (Blumenblau) dasſelbe ab bei jungem Spargeltrieb, friſchem Sommerlaub und gewiſſen Flechten in den von der Sonne allzugroß beſtrahlten Alpen. Bei abſterbenden Blättern bewirkt Antholyan, daß durch die dunkler gefärbten Blattrippen und Blattſtiel die Nährſtoffe leichter zurückgeleitet werden zu Zweigen, Aeſten und Stämmen, es begünſtigt, indem es Licht in Wärme umſetzt, die Aufſpeicherung der Nährſtoffe in der eigentlichen Pflanze. Aus demſelben Grunde bildet ſich Antholyan, wenn im Wachſthum der Pflanzen beſonders ſtarke Zubereitung der Nährſtoffe nothwendig iſt, wie das deutlich erkennbar iſt in der röthlichen Färbung der jungen Nhabarberſtengel und der jungen Nußbaumblätter. Möglichſt ſtarke Ausnutzung des Lichtes, Umſetzung deſſelben in Wärme iſt bei vielen anderen Pflanzen Zweck der Antholyanbildung. Während die auf dem Waſſer ſchwimmenden Blätter der Leichroſe auf der Oberflä-

dunkelgrün und lederartig hart ſind, damit ſie gegen auffallende Schädlinge geſchützt erſcheinen, iſt die Unterſeite des Blattes röthlich gefärbt, weil ſie das nur in geringem Maße zu ihr gelangende Licht auffangen und zu Wärme entwickeln will. Dieſelbe Erſcheinung findet ſich noch bei vielen anderen Pflanzen, beſonders ſolchen, die im Waſſer oder im Schatten des Waldes ihr Daſein friſten. Eine röthliche Schicht auf der Unterſeite der Blätter iſt auch zu bemerken bei kurzlebigen Pflanzen, die alſo mit größter Intenſität ihre Lebenskräfte zur Ausgeſtaltung bringen müſſen. Als Beiſpiel ſei genannt das allverbreitete und vielgeliebte Alpenveilchen.

Allerlei.

Die Erfinder des Fahrrades Eine alte Nürnberger Chronik berichtet, daß dort im Jahre 1649 ein von einem gewiſſen Hans Hauſch hergeſtellter Kunſtwagen aufgetaucht iſt, „welcher in einer Stunde 2000 Schritte geht, man kann ſtill halten, wenn man will, man kann forſfahren, wenn man will, und iſt doch alles von Uhrwerk gemacht“. Kurze Zeit darnach fertigte gleichfalls ein Nürnberger Uhrmacher, Stephan Farſter, nachdem er zuerſt einen ſolchen vierrädrigen Kunſtwagen gebaut, einen mit drei Rädern. Das dürfte das älteſte Dreirad ſein. Nürnberg kann alſo in der Erfindung von Fahrwerkzeugen, die man ohne Zuhilfenahme irgend welcher thieriſcher oder ſonſtiger Naturkraft fortbewegen kann, das Vorzugsrecht in Anſpruch nehmen. Daß auch das erſte Zweirad in Bayern gemacht und praktiſch benutzt wurde, iſt nachweiſbare Thatſache. In Schweinfurt verfertigte ſich der 1812 geborene Instrumentenmacher H. Moritz Fiſcher zu Anfang der 50er Jahre ein Zweirad mit Treteurbeln, welches er zu ſeinen Geſchäftstouren benutzte. Fiſcher, der ſchon vor vielen Jahren geſtorben iſt, theilte das Loos aller Erfinder; nur ein kleiner Kreis zeigte Intereſſe für ſein Zweirad, von der Mehrheit wurde er verſpottet und ausgelacht.

Verrathen. Gatte: „Alle Wetter, nun habe ich die Schlüſſel zu meiner Kaffeete im Bureau gelassen und von Dir paßt auch keiner, nicht wahr?“ — Gattin: „Nein, ich habe mich auch schon darüber geärgert.“

Schach.

Augsburger Schachblatt.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Geschichte des Schachspiels.

I.

Der Ursprung des Schachspiels ist so in Sagen und märchenhafte Erzählungen gehüllt, dass das Alter des Schachs auch nicht einigermaßen mit Sicherheit bestimmt werden kann. Doch ist zweifellos, dass es aus dem Orient stammt und seine Erfindung in sehr frühe Zeiten zurückzuversetzen ist, auch darf als sicher angenommen werden, dass als Ausgangspunkt des Schachspiels das schon in grauer Vorzeit bei den morgenländischen Culturvölkern beliebte Brettspiel betrachtet werden kann. Darauf weisen neuerdings aufgefundenen ägyptische Grabdenkmäler hin, welche aus dem dritten Jahrtausend vor Christus stammen und bildliche Darstellungen enthalten, auf denen Personen veranschaulicht sind, welche auf einem schachähnlichen Brett Figuren hin- und herziehen. Mit dem eigentlichen Schach haben diese Spieldarstellungen wohl nichts zu schaffen, es dürfte aber andererseits kaum einem Zweifel unterliegen, dass aus diesem, bezw. ähnlichen Brettspielen, sich allmählig das Schach herausgebildet hat. Als erste eigentliche Pflanzstätte des Schachspiels ist indess nicht Aegypten, sondern Indien zu betrachten,

dessen uralte Literatur zahlreiche Anspielungen auf das Schach enthält. Ist doch schon in Schriften, die dem 15^{en} Jahrhundert vor Christus entstammen, von einem Spiel die Rede, in dem 32 Figuren in 4 Gruppen gegeneinander kämpfen. Es ist dies das indische Vierschach, bei welchem je zwei von vier Spielern so lange gegen das andere Paar kämpften, bis die Könige bezw. Anführer beider Gegner matt gesetzt, d. i. deren Figuren geschlagen oder so eingeschlossen waren, dass sie sich nicht mehr bewegen konnten. Jede Partei hatte einen König (Feldherrn), einen Elefant (den späteren Thurm), einen Streitwagen, ein Pferd und vier Fuss-soldaten. Aus dieser frühesten Epoche stammt auch die Sage von dem Weisen „Ben Daher“ und seinem berühmten Exempel mit den Weizenkörnern. Wie die indische Sage erzählt, soll dieser gegen das Jahr 1000 vor Christus lebende Weise das Schach dazu angewendet haben, um dem gegen seine Unterthanen wüthenden König Balhib vor Augen zu führen, wie der König machtlos ist, wenn er von seinen Unterthanen verlassen wird, bezw. keine mehr besitzt. Der König gewann das Spiel so lieb, dass er dem Weisen gebot, sich selbst eine Belohnung für seine Belehrung auszubitten. Ben Daher entsprach seinem dringenden Wunsche, indem er sagte: „O König, so gebeut denn dem Verwalter Deiner Kornhäuser, dass er mir so viel Getreidekörner gibt, als sich ergeben, wenn auf das erste Feld des Schachbrettes eines gelegt wird, auf das zweite zwei, auf das dritte vier und so immer auf das nächste der 64 Felder die doppelte Zahl der Körner, die auf dem vorhergehenden sich befinden.“ Der König war zuerst unwillig über die scheinbare Geringfügigkeit dieser Bitte, gebot aber schliesslich auf sein Drängen, den Wunsch des Weisen zu erfüllen. Wie erstaunt war aber der König, als sein Schatzmeister kam und ihm erklärte, dass es unmöglich sei, die Forderung des Brahminen zu erfüllen, da alles Korn, welches seit Erschaffung der Welt gewachsen sei, nicht ausreichen würde, um den Wunsch des Weisen zu befriedigen. Als Summe der Körner ergibt sich nämlich die ungeheure Zahl von $18^{64} = 446,744,773,709,551,165 = 37\frac{1}{2}$ Billionen Scheffel Getreide. Da erkannte König Balhib den belehrenden Sinn auch dieser Bitte des Weisen und achtete ihn als Freund und Berather bis an's Ende seiner Tage. —

(Fortsetzung dieses Abschnittes in 14 Tagen.)

Nachstehend bringen wir zunächst eine, namentlich in Bezug auf ihren Schluss hochinteressante Partie aus dem heurigen internationalen Meister-Turnier zu Nürnberg.

Nr. 1.

Gespielt am 4. August 1896.

Abgelehntes Damengambit.

Züge	Weiss: W. Steinitz (New-York).	Schwarz: D. Janowski (Paris).	Züge	Weiss: W. Steinitz (New-York).	Schwarz: D. Janowski (Paris).
1	d2—d4	d7—d5	22	Le4×b7(c)	Te5—e7
2	c2—c4	e7—e6	23	Lb7—c4	Te8—b8
3	Sb1—c3	Sg8—f6	24	Th1—e1	Kg8—h8
4	Sg1—f3	Lf8—e7	25	Le4—d5	Te7—d7
5	Dd1—c2	0—0	26	Te1—c4	Td7—d6
6	e2—e4	d5×c4	27	Td1—e1	Td6—b6
7	Sc3×e4	Sb2—c6	28	Kb1—c1(d)	a7—a6
8	Lc1—c3	Sf6×e4	29	h2—h4	a6—a5
9	Dc2×e4	f7—f5	30	h4—h5	Tb8—f8
10	De4—d3	f5—f4	31	h5—h6	Da4×a2
11	Le3—d2	e6—e5	32	Te4×f4	Tf8—b8
12	d4×e5	Lc8—g4	33	h6×g7†	Lf6×g7
13	Dd3—b3(a)	Sc6—d4	34	Tf4—e4(e)	Da2—a1†
14	Db3—d1	Lg4×f3(b)	35	Kc1—d2	Tb6×b2†
15	g2×f3	Tf8—f5	36	Kd2—e3	Tb8—f8
16	Lf1—d3	Tf5×e5†	37	f3—f4	Da1—a2
17	Ld3—e4	Dd8—d7	38	Lc3×b2	Da2×b2
18	Ld2—c3	c7—c5	39	Te1—h1	h7—h6
19	Dd1—d3	Ta8—e8	40	Te4—e5	Tf8—b8
20	0—0—0	Dd7—a4	41	Ld5—e4(f)	Lg7×e5
21	Kc1—b1	Le7—f6	42	Th1×h6†	Kh8—g7

Weiss gibt die Partie auf (g).

a) Auf 13. Ld2—c3 würde Sc6—b4, 14. Dd3—e4, Lg4—f5 folgen.

b) Sogleich 14. Tf8—f5 wäre noch stärker.

c) Damit begibt sich Weiss in eine ganz unnöthige Gefahr, indem er den gegnerischen Thürmen eine vortheilhafte Angriffslinie öffnet. Wenn es Steinitz durchaus um einen Bauern zu thun war, wesshalb zog er dann nicht 22. Le4×h7†, was gefahrlos geschehen konnte?

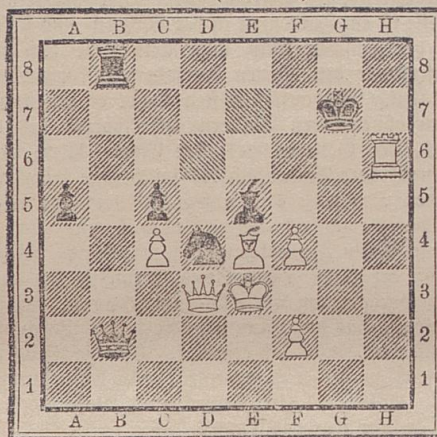
d) Statt des Königszuges konnte 28. Ld5—f7 geschehen; Steinitz fürchtete offenbar die Fortsetzung Tb6×b2†, 29. Lc3×b2†, Tb8×b2†, 30. Kb1×b2, Sc3—e2†, die indess an 31. Kb2—b1, Da4—b4†, 32. Dd3—b3, Db4×e1†, 33. Kb1—c2 scheitert.

e) Statt dessen konnte Weiss mit 34. Te4×d4, c5×d4, 35. Lc3×d4 der gefahrdrohenden Lage sich entziehen.

f) Der Läuferzug ist nothwendig, um dem drohenden Tb8—b3 zu begegnen.

g) Ironie des Schicksals! Steinitz gibt die Partie hier auf, in einer Stellung, in der er sie unschwer remis halten konnte; er glaubte offenbar, dass der Verlust der Dame durch Tb8—b3 nun unvermeidlich sei.

Schwarz (Janowski).



Weiss (Steinitz).

Stellung nach dem 42. Zuge.

Auf welche Weise Remis möglich ist, das herauszufinden überlassen wir vorerst dem Scharfsinne unserer Leser, denen wir die vorstehende Stellung als Endspielstudie vorführen und die Lösung später mittheilen werden. Steinitz, der während seines jüngsten Aufenthaltes dahier auf das Remis aufmerksam gemacht wurde, war darüber höchlich erstaunt, erklärte es aber alsbald für zutreffend.

Notiz.

Die Namen jener Schachfreunde, welche die Endspiele sowie Probleme etc. richtig lösen und rechtzeitig einsenden, werden in entsprechenden Zeitabschnitten an dieser Stelle veröffentlicht.

Briefkasten.

(B. B. in K.) Besten Dank für Ihre freundlichen Wünsche, mögen dieselben nach jeder Richtung hin in Erfüllung gehen!

Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“

Algebraische Gleichung.

$$a - t + b + c = x$$

- a) wichtige Verfahrseinrichtung,
- b) Nahrungsmittel,
- c) russischer Fluss,
- x) als mächtiger Gott aus der griechischen Mythologie bekannt.

Auflösung des Scherzräthfels in Nr. 82:
Habe, Hae, Hafe, Haie, Hage.